

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 131.

Mittwoch, 8. Juni

1927.

(21. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

(Nachdruck verboten.)

„Der Turm der Kathedrale ist eingestürzt! Die Kirche steht wie abgebrochen da. Mein Gott, der ganze freie Platz vor der Kirche war voll Flüchtlinge! Es werden viele verschüttet worden sein!“ Und dann drängte er von neuem in seiner Seelenangst um ihr junges Leben: „Eilen Sie, Liane! Jetzt noch die Treppe hinunter und durch die Hauseinfahrt, und dann auf die Straße!“

Sie erreichte einige Schritte vor ihm die Treppe. Ein neuer plötzlicher Stoß mit einer Schwankung hielt ihn zurück. Er taumelte haltlos nach dem Rahmen der offenen Tür und beugte sich über das Geländer, es mit beiden Händen umklammernd. Da, ein Krach, über ihnen, unmittelbar vor ihnen!

Kurt Martens schrie auf. Er sah, daß unter dem letzten, gewaltigen Erdstoß die große Wand des Treppenhauses von oben bis unten auseinanderbarst. Ein in Holz geschnitztes Muttergottesbild, ein würdiges Schmuckstück des imposanten Treppenhauses, löste sich nun seines Haltes beraubt, von der klaffenden Wand. Er neigte sich vornüber.

Liane sah die neue Gefahr nicht. Sie hatte, um nur für Sekunden einen Halt zu haben, sich über das Treppengeländer gebeugt, das Gesicht auf die Hände gepreßt. Jetzt wurde sie durch seinen Aufschrei gewarnt. Sie zuckte empor, sah sich entsetzt um, sah Martens mit einem Ausdruck höchster Angst auf sie zustürzen.

Da brach etwas nieder, neben ihr, über ihr, rings um sie herum!

Mit fürchterlichem Krachen stürzte das massive Holzbild auf die steinernen Stufen. Große Teile splitterten ab und flogen durch den weiten Raum. Ein schweres Holzstück aus dem breiten Rahmen streifte sie, riß sie zu Boden, schlug über ihr nieder, sie halb verdeckend.

Kurt Martens wußte nicht, wie er das Bestäubte durchlaufen und die Treppe erreicht hatte — nichts wußte er von allem, was um ihn vorging, in diesen Augenblicken, da er neben ihr kniete, die großen Holztrümmer mit starker Faust beiseite schob, um sie abzuheben.

Er fand sie bewußtlos, die Augen geschlossen. Fürchterliche Augenblicke waren das. „Liane!“ Er hielt sie in seinen Armen, forschte in ihren Zügen. Eine tiefe Blässe überzog ihr schönes, blühendes Gesicht. War sie ohnmächtig? Lag sie im Sterben?

Er rief abermals ihren Namen, zitternd vor Schmerz und Entsetzen. Sie gab kein Lebenszeichen von sich. Oder doch? Tief neigte er sich zu ihr hinab. Sie atmete! Ganz leise ging ihr Atem noch aus und ein.

So durfte er noch auf Rettung hoffen! Aber nun fort aus diesem wankenden Hause! Zu anderen Menschen, die ihm helfen konnten, sie zum Leben zurückzubringen!

Mit starker Kraft zog er sie auf seinen Arm. Es war ein Weg von unfähiger Mühsal und Gefahr, in dem Gewirr von Rastmassen und Holzsplittern auf den Treppenstufen immer wieder einen freien Platz für seine Fußtritte zu finden. Aber ein mächtig starker Wille gab ihm Kraft. Galt es doch nicht sein Leben

allein, sondern die Erhaltung der Geliebten! O, er empfand in diesen Sekunden — trotz all der äußeren Ereignisse — wie tief er sie liebte, wie nahe sie seinem Herzen gerade durch dieses Erlebnis gerückt war.

Keuchend kam er Stufe um Stufe hinab, immer wieder in Gefahr schwebend, auf den Rastmassen auszurutschen und den Halt zu verlieren. Aber das Schicksal schien ihm jetzt gnädig. Die Stöße, die Schwankungen hörten auf. Sie verliefen sich in noch zwei kleinen Zuckungen. Es war, als ob die Furchtbarkeit der ausgewählten Erde durch die mächtigen inneren, ringenden Kräfte mit dem letzten gewaltigen Stoß ihre letzte Ausladung gefunden hätten. —

Im Erdgeschloß des Hauses, das mit seinen mächtigen Wänden das riesige Warenlager für die Drogen barg und am ehesten einen Schutz bot, lag Liane auf einem langausgezogenen Ruhefessel aus Bambusrohr in Bodo Schürmanns Zimmer. Nur Kurt Martens war bei ihr. Endlich Ruhe und Muße, zur Besinnung, zum Überlegen zu kommen! Die innere Erregung begann langsam abzuebben. Nur dunkel entsann sich Martens der vergangenen halben Stunde. Es war ihm gelungen, Liane aus dem Hause ins Freie zu retten. Vor dem Hause eine jammernde, angstvoll sich drängende Menschenmasse. Aus allen Häusern, aus allen Straßen waren sie hier zusammengeströmt und hielten sich zu Haufen angstvoller Menschen. Während sonst die Trennung der drei Bevölkerungsschichten, der Europäer, Tagalen und Chinesen, streng eingehalten wurde, stand jetzt alles bunt durcheinander, zu Haufen zusammengeballt. Alles hilflose Menschen, die bei diesem furchtbaren Naturereignis um ihr Leben bangten!

Jeder hatte mit sich selbst, mit seinen nächsten Angehörigen zu tun. Dieser und jener wurde vermisst. Man schrie über die Köpfe der anderen hinweg und fragte und suchte und hoffte, daß jenes vermisste Mitglied der Familie vielleicht doch an einem anderen Platz eine Zuflucht gefunden habe. In dieser Lage fühlte Kurt Martens mit trasser Deutlichkeit, wie verlassen er selbst, wie verlassen und einsam aber auch Liane im Grunde war!

Wohl begrüßten Frau Schürmann und Bodo es mit einiger Erleichterung, als sie durch Bauer Lianes Rettung erfuhren, aber sie überließen die Fürsorge um diese gern Bauer und Martens und beratschlagten mit ihrem Majordomus auf das eifrigste, ob man noch am gleichen Tage in das Landhaus hinaus übersiedeln könne, denn das Stadthaus schien durch das Erdbeben stark mitgenommen zu sein. Als die Erde sich wieder zu beruhigen schien, als die Stöße sich in Zuckungen verliefen und man wieder glaubte, festen Boden unter den Füßen zu haben, verließ sich die Menge, um in ihre Häuser zurückzukehren und sich von den entstandenen Schäden zu überzeugen. Angstvoll wagte man sich Schritt für Schritt vorwärts, immer in Gefahr, daß noch letzte Schwankungen und Stöße die geborstenen Mauern vollends zusammenrissen und alles unter sich begruben.

Auch Frau Schürmann kannte, nun es ungefährlich schien, kein anderes Interesse, als sich in Begleitung

Bodos und der Dienerschaft wieder ins Haus zu begeben, um die Zerstörung zu betrachten. Liane war ja in Bodos Privatkontor gebracht worden.

Dort lag sie ruhig. Und sobald man zur Übersiedlung ins Landhaus das Notwendigste zusammengerafft, wollte man auch Liane mit im Wagen hinausnehmen.

Bauer sah mit dem jungen spanischen Kollegen die Geschäftsräume auf ihre Zerstörung hin durch. Martens aber war alles gleich. Kummerten sich Schürmanns in ihrem tödlichen Egoismus nicht um ihre junge Verwandte, so kümmerte sich Martens nicht um Schürmanns Geschäft, sondern nahm sich der jungen Einsamen an. Äußerlich schien es wirklich, als brauche man ihr keine Hilfe weiter angedeihen zu lassen, denn sie lag da, immer leise atmend, noch bewußtlos nach dem schweren Schlag, den ihr das herabstürzende Stüd des Holzzahmens versetzt. Aber es drängte Martens doch, neben ihr zu sitzen, ihre Züge zu betrachten und angstvoll zu forschen, ob nicht endlich diese tiefe Ohnmacht sich zu lösen beginne. Wie lange noch?

Er hatte darauf gedrungen, daß man einen Arzt herbeiholte. — Einer der Diener war daraufhin von Bodo Schürmann zum deutschen Arzt fortgeschickt worden; aber wer mochte wissen, wann dieser Herr kam, da ohne Zweifel viele Unglücksfälle in der großen Stadt nach seiner Hilfe schrien!

Martens hatte sich einen Stuhl herangezogen und betrachtete Liane. Sie lag da, als ob sie schlief. Aber seine Sorge um sie ließ ihn wissen, wie gefährlich dieser scheinbare Schlaf war. Wenn sie nie wieder erwachte! Wenn der schwere Schlag vielleicht doch tödliche Folgen hatte!

Nicht ausdenken konnte er diese Befürchtung. Es war ihm, als schnitte ihm eine unsichtbare Hand ins Herz. Leben sollte sie! Wieder aufwachen! Und vielleicht gab ein gütiges Schicksal ihm die Möglichkeit, die Wege zu finden, die ihm eine Existenz schufen, eine Zukunft, in der er dieses einsame, junge, geliebte Leben an sein Herz ziehen durfte.

Aber, ob sie ihm zugeneigt sein würde? Ob sie auf ihn zu warten bereit wäre? Würde sich ihr nicht vielleicht eine Heirat bieten, die ihr großen Reichtum und eine angesehenere gesellschaftliche Stellung brachte? Wenn der Baron —?

Mitten aus seinem Sinnen riß ihn das Rollen eines Wagens, Pferdegetrappel und einige Stimmen. Er horchte auf. Deutlich vernahm er die Stimme des Barons Alvares. Dieser ließ jetzt seinen Wagen, der im Hofe während seines Besuches gewartet hatte, vorfahren, nachdem auch der Kutscher sich wieder eingefunden hatte, der Wagen und Pferde im Stich lassend, ebenfalls in kopfloser Hast ins Freie und auf die Straße geflüchtet war.

Der Baron hatte es jetzt sehr eilig, nach Hause zu kommen, um zu sehen, wie dort die Katastrophe abgelaufen war.

Das eine Fenster des Zimmers stand offen. Wenn Martens seine Ohren anstrengte, konnte er einen Bruchteil der kurzen Unterhaltung verstehen, die jetzt noch beim Einsteigen zwischen dem Baron und Bodo zum Abschied geführt wurde. Jedes Wort war Hast, noch eine nachzitternde Bestürzung, Freude über die Erhaltung des eigenen Lebens und das Bedürfnis, einen Überblick über die Katastrophe zu erhalten. Der Baron bedauerte zwar noch das Mißgeschick, das Donna Liane betroffen habe, aber im Augenblick sei er zu keiner Hilfe fähig. Ganz gewiß werde er in den nächsten Tagen draußen im Landhause Erkundigungen nach ihrem Befinden einziehen.

Kurt Martens ballte die Hände. Ja, wenn alles in Sicherheit war, dann wollte der Baron sich nach Liane umsehen, sich nach ihrem Befinden erkundigen. Aber in der Stunde der Gefahr, da hatte er nur an die Rettung des eigenen Lebens gedacht! Keine Sekunde schien er darauf bedacht gewesen zu sein, Liane, die ahnungslos, zum ersten Male von dem plötzlichen Schrecken eines Erdbebens überfallen wurde, zu warnen — oder gar zu versuchen, sie zu retten!

Und doch, in all dem Ingrimm gegen den Spanier lohte eine Freude in Martens auf: Er hatte diesen

Moment der Gefahr nützen dürfen! Er hatte den Weg gefunden, Liane zu Hilfe zu eilen!

Ob sich Martens ein Anrecht auf Lianes Leben, auf ihre Dankbarkeit, ja, auf ihre Zuneigung durch die Rettung ihres Lebens gewonnen?

Er betrachtete sie wieder. Ihre eine Hand hing schlaff von der leichten Seidendecke herab, die er über sie gelegt hatte. Er neigte sich nach vorn. Ein schier unüberwindlicher Zwang kam über ihn, diese zarte, schöne Mädchenhand an die Lippen zu heben und — zu küssen! Nur ein einziges Mal, o, nur ein einziges Mal! Einen Kuß auf ihre Lippen, ganz leise, ganz unmerklich! Wenn er ein schlafendes Dornröschen zu erwecken vermöchte?

Aber die Ritterlichkeit lehnte sich in ihm auf, ihr einen Kuß zu rauben, von dem sie nichts wußte. Solch Verhalten überließ man Männern, wie Bodo Schürmann einer war, oder der Baron!

Aber einen Hauch auf ihre Hand! Leise, behutsam hob er ihre Hand empor, neigte sich ihr zugleich entgegen und legte für Sekunden seine Lippen auf ihre Rechte. Es war wie ein stummes Gebet. — Unausprechliche Gefühle gingen ihm durchs Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Briestafche.

Von Georg Julius Petersen.

Der alte Wächter machte die zweite Runde. Er schritt, in seinen dicken Mantel gebüllt, über den Hof, auf den gleichmäßig der Regen herabrieselte, leuchtete mit seiner Blendlaterne bald hierhin, bald dorthin, und schloß dann die schwere Eisentür eines Hauses auf, in dem tagsüber der Gott des Handels thronte. Er berührte gewissenhaft jeden Türgriff, schaltete seinen vierbeinigen Begleiter, dessen Sinne erprobt waren, bis in die entferntesten Gänge des weitläufigen Gebäudes, rief ihn durch einen Pfiff zurück, als sich nichts Verdächtiges zeigte, und trat den Rückweg an.

Als er an der sorgfältig verschlossenen Eingangstür, die nach der Straßenseite lag, vorübergeschlenderte, stuchte er. Schon bei der ersten Runde hatte der Hund an dieser Stelle ein Winseln hören lassen, etwas Verdächtiges hatte sich indes nicht gezeigt; nun ließ der Hund die gleichen Laute hören und wich nicht von der Stelle. Der Wächter warf unwillkürlich einen Blick dorthin, wo, dem Unterdagen verborgen, die Alarmporrichtung lag, und ließ die Laterne spielen. Nichts Auffälliges. Oder doch — da, neben der Tür! Ein rechtgediger Gegenstand, in der Farbe ganz ähnlich wie das Fliesenmuster. Der alte Mann bückte sich schwerfällig; im nächsten Augenblick wußte er, daß er eine Briestafche in der Hand hielt. Sie würde morgen früh bei der Hausverwaltung abgeliefert werden wie alles, was man in achtzehn Jahren bei diesen nächtlichen Kontrollgängen schon aufgefunden hatte.

*

Der Wächter betrat den Raum, der ihm zwischen den Kunden als Aufenthaltsort diente. Es war ein engeres Ge-
laß, das außer einem Tisch und zwei Stühlen kein Mobiliar aufwies. In einer Ecke stand ein sogenannter Kanonofen, der vor Hitze nahezu glühte, und an den getünchten Wänden klebten einige Ausschnitte aus Zeitchriften. Das schmale, unterhängene Fenster führte nach der Hofseite.

Der vorläufig von seinen Pflichten Entbundene legte den dicken Mantel ab, warf einige Schaufeln Kohlen in den Ofen und setzte sich dann. Unterhalb Stunden bis zur nächsten Runde! Zuerst eine Tasse Kaffee und einige Schnittchen Brot, dann ein Stündchen unter der Glühbirne beim Lesen des prächtigen Buches mit dem bunten Umschlag — achtmal schon hatte er es verschlungen —, dann begann die dritte Runde!

Diesmal erlitt das Programm eine Störung; denn der Hund . . . Was die Briestafche wohl barg? . . . Ob man mal nachsah? . . . Ein kurzes Überlegen — dann aber! Die Augen weiteten sich. Geldschein auf Geldschein, und ganz neu waren sie — natürlich! denn jeder trug die Zahl tausend. Und wie viele mochten es sein? . . . Ein Zählen begann, dabei flogen die Hände wie im Schüttelfrost. Acht- und vierzig. Acht- und vierzig — tausend Mark! Die Augen schlossen sich, während der Atem so heftig und rauh ging, daß der Hund, der sich am Ofen zusammengeringselt hatte, aufmerkend den Kopf hob. Danach verfiel der Mann am Tisch in ein tiefes Träumen.

Mit einem Teil dieses Geldes hätte sein Leben sich ganz anders gestalten können. Ein kleiner Laden, ein eigenes Häuschen vielleicht, und sie lebte dann möglicherweise auch noch. Aber daran dürfte man nicht mehr denken; denn der Tod kam so und so, und er rief nicht selten ganz junge zu sich. Aber das andere! Das Geld — nein, ein Bruchteil davon hätte hingereicht, um eine leichtsinnige Tat ungeschehen zu machen, ein wenig mehr, um einen Falllosen vor Gefahren zu schützen. . . . Eine Hand glitt mechanisch über die geheimnisvoll leuchtenden Scheine.

Wenn man nun . . . ? Vielleicht war noch Rettung möglich? Und wer so viel Geld bei sich trug, konnte auch dessen Verlust verschmerzen. Wog ein Mensch nicht viel mehr? . . . Und wer wußte von diesem Fund? Niemand. Niemand konnte ihm etwas nachweisen. . . . Hier wurde der Gefangenengang von einem Kreuzweg unterbrochen, und an diesem erhob sich eine Warnungstafel. Die Augen glaubten sie zu sehen, deutlich, greifbar, und die Aufschrift war so berechtigt, daß der Grubeinnde beide Hände vor die Augen hielt und leise stöhnte; wiederum lautete der Hund.

Nein, nicht das! Nicht preisgeben, was in einem mühevollen Leben das Einzige, aber unangreifbare Bestitztum geblieben war! Aber wohin mit der Brieftasche? Wenn er nun bei einer nächsten Runde überfallen wurde, oder wenn ihn plötzlich der Schlag traf? Was würden die Menschen von ihm denken? . . . Die Augen schweiften ratlos umher. Da, unter der Fußmatte? Das ginge. Kein Mensch würde in seiner Abwesenheit hier einbringen, hier war nichts zu holen.

In dem Augenblick, als der alte Mann die Brieftasche unter der Matte verbarg, sprang der Hund, der schon mehrmals getrurt hatte, auf die Hüfte und war mit einem Satz am Fenster. Der Wächter sah auf und gewahrte dicht an der Scheibe ein Gesicht. Er kannte es — und nun war ihm, als öffne sich ein Abgrund.

„Vater, ich bin es, mach' auf!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. Für Sekunden überlegte der Alte, doch dann öffnete er die Tür und ließ den späten Besucher herein. „Beruhige dich den Hund“, sagte dieser unwirsch, sich am Tisch niederlassend.

Der Wächter stand mitten in dem engen Gelass. Er wußte jetzt, worauf es ankam. Er mußte sein innerstes Wesen verleugnen und den Karten hervorkehren.

„Du hast dich lange nicht sehen lassen, Gustav. Wo warst du?“

Der Sohn zuckte vielsagend die Achseln. „Keine Predigten“, antwortete er kurz. „Ich bin auch nur gekommen, um mich zu verabschieden.“

Der Alte trat rasch einen Schritt näher. „Wo willst du hin?“

„Nach drüben. Mein Schiff geht morgen früh.“

„Ist — ist das nötig?“

Der Jüngere hob den Kopf. „Du meinst, ob ich wieder etwas ausgefressen habe? Beruhige dich.“

„Aber du kommst doch wieder?“

„Wer weiß das? Wenn ich drüben Glück habe — vielleicht.“

Eine Pause trat ein. Die Gedanken des Wächters liefen rastlos zwischen dem Schatz unter der Matte und seinem Sohn hin und her. Wenn er ihm nur einen einzigen der kostbaren Scheine mitgäbe? Als Zeichen einer nie zu tilgenden Liebe? Hatte er nicht Anspruch auf Finderlohn? Wenn dann aber der Sohn nicht mit einem Schein auftrieben war? Wenn er mehr — vielleicht alles verlangte und, um es in seinen Besitz zu bringen, vor etwas Fürchterlichem nicht zurückschreckte?

„Kannst du mir etwas Geld geben, Vater? Ich komme dir auch nicht wieder damit, es ist das letzte Mal. Aber diese letzte Nacht in der Heimat will ich noch mal leben, genießen.“

„Geld? Ich? Du weißt doch, daß ich kein Geld habe. Aber hier ist meine Uhr; komm, nimm sie.“

„Was hattest du denn vorhin auf dem Tisch? Das sah doch wie Geld aus?“

Stürmende Gedanken hallten sich zu Wollen. Aber sie entzündeten gleichzeitig einen Blickstrahl, der sie wieder zer-teilte und sonderbar erhellte.

„Spielkarten“, lautete die ruhige Antwort. „Wenn ich allein bin, spiele ich mit mir selbst Karten, die Zeit vergeht dann schneller.“

„So, ich hoffte schon. Aber wie sollst du auch zu Geld kommen!“ Er schob die Mühe tiefer ins Gesicht und stand auf.

Nun die Gefahr beschworen war, meldete sich in dem Alten ein starkes Gefühl. „Ich werde für dich sparen“, sagte er. Die Lippen des Jungen träufelten sich spöttisch. „O, man kann nicht wissen, Gustav. Ich spiele in der Lotterie. Und wenn ich nun was gewinne? Würdest du dir Mühe geben, es zu erhalten und überhaupt auf dem guten Wege bleiben?“

Der Sohn schwieg. Aber in seiner Haltung, seinem

Gesichtsausdruck mußte etwas liegen, das dem Vater mehr Glauben einflößte als wortreiche Versicherungen.

„Leb wohl, Vater.“

Als nach einer raschen Umarmung der Scheidende der Tür zuschritt, trat sein Fuß auf die Stelle, wo die Brieftasche verborgen lag.

„Nanu? Was ist denn das? Legtest du vorhin nicht etwas unter die Matte?“ Als er sich bücken wollte, stand der Hund in Angriffsbereiter Stellung neben ihm.

„Es sind meine Karten“, sagte der Alte ruhig. „Der Tisch hat nicht mal eine Schublade, wo ich sie hinlegen könnte.“

Der Sohn hatte sich wieder aufgerichtet. Fast habereifüllte betrachtete er den Hund. Er ließ es geschehen, daß eine Wange noch einmal die seine berührte — dann war er draußen.

In dieser Nacht verließ der alte Wächter das enge Gelass nicht mehr. Beim Morgengrauen lieferte er seinen Fund ab.

Stribinophon.

(Eine ganz verrückte Geschichte.)

Von Rene Voigt (Leipzig).

Sie kam mir strahlend aus dem Augustusplatz entgegen, die Kollegin Novelli, und rief schon von weitem: „Was macht die Kunst? Woran arbeiten Sie jetzt?“ — Ich sentte das Haupt und gestand meine augenblickliche geistige Impotenz. „Aber das ist ja unglaublich!“ ereiferte sich die Novelli, „in Ihrem Alter keine Ideen mehr, das gibt es doch gar nicht! Warum nehmen Sie nicht Stribinophon?“

„Wie, bitte?“

Ein Griff in die Handtasche. Triumphierend hielt mir die Kollegin ein Fläschchen entgegen, auf dessen Etikett zu lesen war: „Stribinophon. Unentbehrlich für den Geistes-arbeiter. Das Elizier des Schaffenden.“

Ich erkundigte mich zunächst bei der Novelli, ob sie selbst bereits von dem Mittel Gebrauch gemacht habe.

„Aber gewiß, Verehrteste“, ward mir zur Antwort, „ich sage Ihnen: einfach phänomenale Resultate! Täglich sieben Gedichte, fünf Skizzen, drei Erzählungen und zumindest ein Romansekt.“

„hm, ich wäre froh, wenn ich das in einer Woche leisten könnte. Also fragen wir zunächst einmal unverbindlich nach dem Preis dieser Wundertröpfchen.“

„Ich werde doch keine Bezahlung von Ihnen nehmen, Liebste, wo ich weiß, daß Sie nie etwas haben.“ (Das war nicht sehr taktvoll, aber wahr.) „Nehmen Sie nur ruhig das Fläschchen mit. Ich habe mir vom Honorar für meinen letzten Film „Der Mann ohne Pulsader“ gleich einige Dutzend Flakons gekauft.“

Darauf lächelte sie mir erneut strahlend zu, entpöfte, und ich stand mit dem Stribinophon traumverloren vorm Neuen Theater.

Ein „wilder“ Biletthändler versuchte sich an mich heran und offerierte mir einen Parkettstisch für den „fliegenden Holländer“. Immerhin geschmeichelt, daß ich den Eindruck zu machen schien, zur Erwerbung solch eines feudalen Plakates fähig zu sein, lehnte ich höflich dankend ab und begab mich zwecks Genuß des Stribinophons und des sich daran anschließenden geistigen Schaffens nach Hause.

Dort angelangt, trank ich zunächst das Fläschchen leer. Daraus las ich die Gebrauchsanweisung. Es wurde da eindringlich davor gewarnt, mehr als einen Teelöffel voll auf einmal zu nehmen.

Ehe ich jedoch über meine Radikalkur nachdenken konnte, überfiel mich bereits die erste Inspiration. Kaum hatte ich Zeit, den Deckel von der Schreibmaschine zu reißen. (Eingespant war zum Glück.) Ich schrieb mit vor Freude heißen Wangen etwas über den Fasching, als nach knapp einer halben Seite eine neue, gänzlich anders geartete Idee ge-bieterisch die erste verdrängte. Es blieb mir nichts weiter übrig, als ihr Gefolgschaft zu leisten, und so entstand ein Stimmungsbild aus der Steinzeit, mit dem ich aber wiederum nicht zu Ende kommen konnte, weil eine Ode an den Hauptbahnhof zwingend formuliert werden wollte. Sie gedieh bis zur Mitte und ging dann in einen Aufruf zur politischen Organisation der Säuglinge über. Abermals nur zwanzig Zeilen und neckische Schnadahüpfeln drängten nach Gestaltung, deren weiteres Werden von einer Einäscherungs-betrachtung durchkreuzt wurde.

Mir ward sehr bange vor mir selber, denn wie von einem Dämon getrieben versuchte ich nunmehr einen Kriegs-gefangenen, dessen vierte Stroche in Apokor-men über die geistige Ede ausklang.

Da ich einfach, daß dieses Potpourri bei keiner Redaktion unterzubringen gewesen wäre, beschloß ich, das Schreiben einfach einzustellen, bis sich die heftigste Wirkung des Eliziers

verflüchtigt hat. Ich rief nach meiner Wirtin um Kaffee und wurde von der Braven aus angstvoll aufgerissenen Augen angestarrt, denn — großer Gott — ich sprach in Versen. Die gute Frau meinte schließlich, ich sollte mir doch ihre wegen nicht solche Umstände machen und ging kopfschüttelnd hinaus.

Da brachte der Postbote eine Nachnahme. Wie sich das bei mir von selbst versteht, verweigerte ich freundlich lächelnd die Einlösung. Natürlich abermals in Reimen. Der Beamte verbat sich das energisch und zog beleidigt ab.

Inzwischen kam die Wirtin mit dem Kaffee. Fragte, ob ich sonst noch einen Wunsch hätte.

„Verlaß mich, Weib, ich kleb' dich an, — gesell' dich deinem Ehemann!“ Fluchtartig stob die Frau von dannen unter Zurücklassung eines Filzwantoffels. Nach einer kleinen Weile hörte ich, wie sie mit der Flurnachbarin über meinen Zustand sprach. Das Wort „Klapp“ fiel eilige Male.

Aus Angst, daß man nach einem Sachverständigen schiden könnte, der mich einer Anstalt zuführte, kroch ich ins Bett, obwohl es erst sieben Uhr war. Im Halbschlaf durchlief mein vertribinophanter Geist so ziemlich alle Phasen irdischen und überirdischen Erlebens. Ich machte eine Art Seelenwanderung durch und fühlte mich bald als diese, bald als jene Kreatur.

Mit schwerem Kopf erwachte ich am anderen Morgen und begab mich sitzend zur Schreibmaschine, um zu prüfen, ob das Stribinophan noch immer sein Unwesen in meinem armen Hirn treibe. Ich knüpfte an die gestern begonnene Falschingsplauderei an und — Gott sei Dank — es war alles wieder in Ordnung. Auf die Weitergestaltung der anderen in Angriff genommenen Geistesprodukte verzichtete ich in der wohl richtigen Voraussetzung, daß meine Herren Redakteure weder für einen Aufruf zur politischen Organisation der Säuglinge, noch für einen Kriessang der Tschingusen das rechte Verständnis haben würden.

Zwei Fabeln.

Nach Leonardo da Vinci.

Die Ruß im Glodenturm.

Eine Ruß wurde von einem Raben auf einen hohen Glodenturm verschleppt. Dort entfaltete sie dem Schnabel ihres Peinigers und fiel durch einen Spalt in die Glodentammer. Da bat sie die Gloden, daß sie ihr erlaubten, den Rest ihres Lebens daselbst zu verbringen; der Lohn Gottes, den sie täglich verkündeten, sei ihnen gewiß. Bei diesen schönen Worten ward das Gemäuer von tiefem Mitleid ergriffen und bot der dem Tode Entronnenen ein kleines Loch als Bleibe an, wo die Ruß alsbald mit allerlei Erdenstaub bedeckt wurde, den der Wind heraufwehte.

Geraume Zeit verging, da begann es sich in der Ruß zu regen. Zunächst öffnete sie die Schale, dann drangen kleine Wurzeln in die Ritze des Gemäuers, und es dauerte nicht lange, so wuchsen grüne Zweige aus dem Versteck der Ruß hervor. Mit den Jahren ward aus der kleinen Ruß ein großer Baum, dessen Wurzeln stets stärker und stärker wurden und die uralten Mauersteine aus ihrer Lage brachten. Das Gemäuer ähnte, und die Gloden schüttelten mißbilligend ihre grünen Bronzehäupter, ohne daß sie dem Eindringling hätten wehren können; denn seine Wurzeln hatten sich schon weit verzweigt.

Da, eines Tages, als die Steine nicht länger standhalten konnten, zerplatzten die Wurzeln des Rußbaums das gute alte Gemäuer, das polternd zusammenstürzte und mit dumpfem Dröhnen die Gloden mit sich riß.

Der Stein auf der Straße.

Ein schöner, wohlgebildeter Stein lag auf einem guten Plätzchen: oberhalb einer steinigen Straße, am Rande eines anmutigen Wäldchens, von Gras und vielen bunten Blumen umgeben. Als er eines Tages unten auf der Straße die Menge Steine gewahrte, kam ihm der Wunsch, sich hinabrollen zu lassen, und er sagte sich: „Was soll mir das Gras? Ich will in Gesellschaft von meinesgleichen leben.“

Und er ließ sich hinabrollen zu der ersehnten Gesellschaft. Da aber begann für ihn ein Dasein voller Qual. Die Räder der Karren und die eisenbeschlagenen Füße der Pferde und Wanderer stießen und rammten ihn und fügten ihm viel Leid zu. Da er nun gänzlich mit Schmutz und Unrat bedeckt war, machte er einen langen Hals und blickte sehnsuchtsvoll nach dem Orte zurück, den er verlassen, dahin, wo Einsamkeit und Ruhe und Frieden herrschten — doch vergebens.

So aber ergibt es allen denen, die sich der Einsamkeit und Ruhe begeben, um in Gesellschaft, inmitten des von unersättlichem Leid gequälten Volkes zu leben.

(Nachzählt von T. N.)

Frauen-Zeitung

Der Beruf — die beste Eheschule. Die Frage, wie sich die vielen Mädchen, die heutzutage beruflich tätig sind, in der Ehe bewähren, ist schon des öfteren gestellt worden. Eine treffende Antwort gibt darauf die bekannte amerikanische Psychologin Dorothy Dix, die den Beruf als die beste Vorstufe für die Ehe bezeichnet. „Ein Mädchen wird im Bureau besser auf die Ehe vorbereitet als in der Küche“, schreibt sie, „die Geschäftsdame läuft nicht so viele Gefahren in der Ehe, wie das Mädchen, das immer zu Hause gewesen ist. Vor allem macht sie nicht so viele Fehler in der Wahl des Gatten. Sie lernt in ihrer Tätigkeit die Männer so genau kennen, wie es einem Mädchen, das nur gesellschaftlich mit ihnen zusammenkommt, nicht möglich ist. Durch die Männer, mit denen sie zusammen arbeitet, wird sie bald darüber aufgeklärt, daß der Mann nicht das ideale Wesen ist, nicht der Märchenprinz, den sich das unerfahrene Mädchen in ihren Träumen vorstellt. Sie sieht den Herrn der Schöpfung sozusagen in Hemdsärmeln; sie weiß, daß die Männer ihre Launen haben, daß es viele unter ihnen gibt, die nur äußerlich korrekt und anständig sind, sich aber leicht geben lassen und dann brutal und rücksichtslos vorgehen. Andererseits lernt sie auch Männer kennen, die bei großem Benehmen edel und ritterlich, gütig und freundlich sind. So gewinnt sie wichtige Anhaltspunkte, um den richtigen Mann zu wählen, und in der Ehe ist sie nicht enttäuscht, wenn sie einen gewöhnlichen Sterblichen mit all seinen Fehlern und Mängeln findet und nicht das Ideal, von dem sie vielleicht in Büchern gelesen hat. Das Mädchen, das längere Zeit im Bureau oder hinter dem Ladentisch gewesen ist, hat gelernt, pünktlich zu sein, seine Pflicht zu tun, sich an Abmachungen zu halten, ihre Nerven und Launen zu beherrschen. Sie lernt auch in ihrem Beruf, wie man mit Männern umgeht, und das ist für die Ehe eine sehr wichtige Eigenschaft. Wenn sie instand war, schwierige Kunden zu befriedigen, so wird sie es auch verstehen, die Rut ihres Mannes auf geschickte Weise zu besänftigen, nicht auf jedes Schimpfwort mit gleicher Münze zu antworten, sondern durch Ruhe und Freundlichkeit Streitigkeiten aus der Welt zu schaffen. Die berufstätige Frau weiß auch, wie schwer man das Geld verdient, wie wichtig es ist, zu sparen und haushalten, und sie wird daher mehr für die Zukunft sorgen als die Hausdame, die den Ernst des Lebens nicht so unmittelbar kennen gelernt hat. Das Mädchen, das selbst schwer gearbeitet hat, wird auch das nötige Verständnis für den Mann aufbringen, wenn er nach des Tages Last und Mühe abgespant nach Hause kommt und keine Lust mehr hat, Vergnügungen aufzusuchen. Sie wird ihn verstehen, wenn er mühsam und verstimmt nach Hause kommt, denn sie weiß selbst, wie ihr zu Rute war, wenn sie nach einem aufreibenden Tag sich nach Ruhe sehnte oder Ärger im Geschäft gehabt hatte.“

Scherz und Spott

Humor des Auslandes.

Ein jungvermähltes Ehepaar kostet mit Genuß die Freuden der Flitterwochen aus. Die junge Gattin lehnt sich zärtlich an den Erwählten ihres Herzens und lispelt mit kokettem Augenaufschlag: „Langweilst du dich wirklich nicht mit mir allein und hast du keine Sehnsucht nach deinem Junggesellenleben?“ — „Ganz und gar nicht, Liebling“, antwortet der Gatte ernst und überzeugt. „Wenn du jetzt hier stirbst, darfst du sicher sein, daß ich mich morgen schon nach einer anderen Frau umsehe.“

„Gelt, das macht dir Spaß, mein Junge, auf meinen Schultern zu reiten?“ — „Ach, weißt du, lieber Onkel, ein richtiger Esel wäre mir lieber.“

Ein nicht sehr ansehnlicher Herr erscheint in der Apotheke. „Bitte, füllen Sie mir diese Flasche mit Laudanum.“ — „Bedauere sehr, mein Herr, dazu brauche ich ein Rezept.“ — „Was wollen Sie denn? Geben Sie mich doch an! Sieht so ein Mann aus, der sich das Leben nehmen will?“ — „Ich weiß nicht, verehrter Herr, wenn ich Ihnen ähnlich sähe, würde ich diese Frage nicht stellen.“

„Werden wir uns heute Abend sehen?“ — „Gut, Vasa, komm zu mir.“ — „Um welche Zeit?“ — „Komm, wann du willst, aber sei auf jeden Fall pünktlich.“